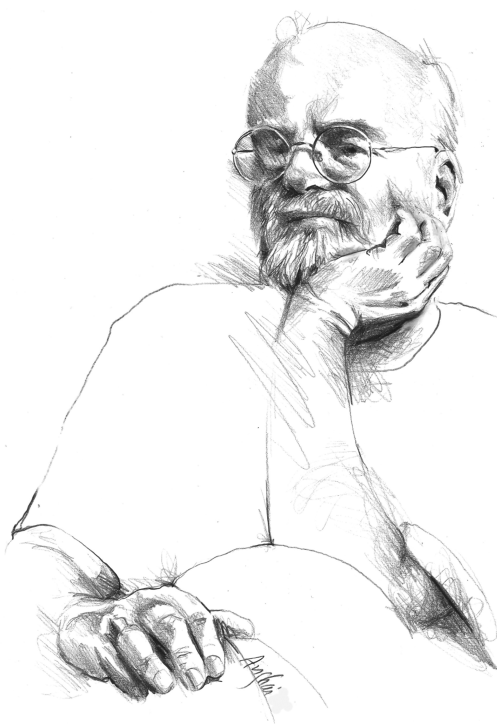


TERRY PRATCHETT

Dem Tod die Hand reichen



TERRY PRATCHETT

Dem Tod die Hand reichen

Mit einem Vorwort
von Rob Wilkins

Aus dem Englischen
von Gerald Jung

MANHATTAN

Im Herbst 2009 fragte die Familie Dimbleby bei Terry an, ob er die alljährliche *Richard Dimbleby Lecture* halten wolle, eine im Fernsehen übertragene Rede im Rahmen einer Vortragsreihe, die von der Familie vier Jahrzehnte zuvor zur Erinnerung an den Journalisten Richard Dimbleby ins Leben gerufen worden war. Damals war Terry gerade unglaublich wütend, weil bei ihm im geradezu lächerlich frühen Alter von neunundfünfzig Jahren eine seltene Form von Alzheimer diagnostiziert worden war und er feststellen musste, dass Menschen in seiner Lage so gut wie keine Möglichkeit hatten, selbst zu bestimmen, wie und wann ihr Leiden enden soll. Er sagte zu und fing an zu schreiben.

Die Arbeit an der ersten Fassung von *Dem Tod die Hand reichen* lenkte Terrys Gefühle in positivere Bahnen: Aus Wut wurde Inspiration. Allerdings bezweifelte er, ob das, was er da niederschrieb, tatsächlich ausgestrahlt werden würde. Er war sich ziemlich sicher, dass die BBC niemals einen Vortrag senden würde, der sich mit Themen wie Tod und Sterben befasste, mit den Schwierigkeiten und Qualen, die uns am Ende unseres Lebens bevorstehen. Dessen ungeachtet und statt seinen Zorn zu mäßigen, pushte Terry ihn bis in den roten Bereich und machte einfach weiter.

Zu diesem Zeitpunkt hatte er gerade die Fähigkeit eingebüßt, im Zehnfingersystem zu tippen – einer der Anfangsverluste in seinem Krieg gegen die Krankheit –, deshalb diktierte er die ersten Entwürfe der Rede direkt in den Computer. Wir hatten das Sprachprogramm,

TalkingPoint, darauf trainiert, dass es Terrys Stimme verstand und die vielen merkwürdigen Namen und Schauplätze seiner Romane kannte. Er war überglücklich, dass es klaglos eine Oma Wetterwachs und einen Veterinari akzeptierte, und freute sich diebisch, wenn es über einfache Worte wie »pioneer« (Pionier) stolperte (das es auf entzückende Weise stets als »pie on ear« (Kuchen auf dem Ohr) wiedergab). Doch immer wieder schlug sich Terrys Entrüstung über das Elend der Sterbebegleitung in seiner Stimme nieder – und mit der veränderten Stimmlage kam die Software einfach nicht klar. Sosehr er sich auch bemühte, es gelang ihm nicht, sein leidenschaftliches Anliegen zu formulieren, ohne die Worte zornig hervorzustoßen. Also sprang ich ein, setzte mich an die Tastatur, und er durfte mich anschreien.

Den Text, den Sie jetzt in Händen halten, haben wir in einer sehr ähnlichen Fassung einem geneigten BBC-Produzenten bei einigen Cappuccinos im Café des National Theatre vorgelegt. Während Terry an seinem Schaumkaffee nippte, las der BBC-Mann alles von Anfang bis Ende durch, ohne eine Miene zu verziehen. Nach einer langen Pause verzog sich sein Mund zu einem breiten Lächeln, und mir war klar, dass die BBC den Vortrag tatsächlich bringen würde. Terry hatte gut daran getan, seinem Zorn Ausdruck zu verleihen. Er hatte ihn auf eine einfühlsame und sehr menschliche Art und Weise zu einer umfassenden Beschäftigung mit der Frage genutzt, wie unsere alternde Gesellschaft den Umgang mit dem Tod neu definieren muss. Jeder, der schon mal einen von Terrys Romanen gelesen hat, weiß, dass er scheinbar mühe-

los die allerschönsten Sätze dreheln kann – genau das hat ihm seinen gewaltigen Erfolg beschert. Jetzt nutzte er eben dieses Talent nicht für einen weiteren grandiosen Roman und noch nicht einmal für einen persönlichen Zweck, sondern um sich zu einem sehr realen Problem zu äußern, mit dem wir uns alle früher oder später einmal auseinandersetzen müssen.

Als wir am Morgen des 1. Februar 2010 vor dem Royal College of Physicians, dem Sitz des Ärzteverbandes, eintrafen, wo der Vortrag stattfinden sollte, erwarteten uns schon auf dem Gehweg mehrere Filmteams. Das Interesse an dem, was Terry zu sagen hatte, war beträchtlich. Es folgte ein angespannter Augenblick, als sich rivalisierende Sender um Exklusivinterviews rissen, aber Terry blieb wie gewohnt sehr höflich und zuvorkommend, er

redete mit jedem und gab ihnen allen etwas Einzigartiges mit auf den Weg.

Terry sollte in der prächtigen Institutsbibliothek sprechen, ein überaus angemessener Ort, denn er war der erste Romanautor, der die *Dimbleby Lecture* hielt. Ringsum an den eichengetäfelten Wänden der Bibliothek standen hinter Eisengittern lange Reihen stau-biger, in Leder gebundener alter Wälzer. Diese vielen hinter Schloss und Riegel verwahrten Worte, die nicht herausdurften und nicht für sich selbst sprechen konnten, bildeten einen lebhaften Kontrast zu Terry, der inmitten der vielen Bände stand und seinen Vortrag lässig zusammengerollt in der Hand hielt. Nur ich wusste, wie viel Anstrengung es ihn gekostet hatte, die Sätze auf Papier zu bannen.

Doch als die Kameras für die ersten Probeaufnahmen bereit waren, folgte die nächste

Herausforderung. Dieser Augenblick hatte mir große Sorgen bereitet, denn seit einiger Zeit fiel Terry das Lesen immer schwerer. In unserem Büro konnte er sich mit extrem vergrößerte Schriften auf dem Computerbildschirm behelfen, aber wie würde er mit dem Teleprompter und dessen unerbittlich weiterlaufenden Zeilen zurechtkommen?

Zum Glück hatte Terry sich selbst Gedanken über die ihm aufgezwungenen Einschränkungen gemacht und bereits eine Lösung parat. Zu meiner Freude – aber auch zu meinem nicht geringen Schrecken – schlug er vor, dass ich den Vortrag an seiner Stelle halten sollte. Die BBC erklärte sich damit einverstanden, vorausgesetzt, er würde zumindest die Einführung, selbst vortragen; also bastelten wir eilig etwas Passendes zusammen. Ich hatte schon bei vielen Anlässen für